Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 36 (1895)

Vorwort: Des Name Jesus sei euer Gruss!

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was kommt dir in den Sinn, Kalendermann, Jahr für Jahr mit einem so altmodischen Gruß vor deinen Lesern zu erscheinen? So was gehört in die Rumpelkammer und zum alten Eisen! Ein Kalendermann soll nicht hinter der Zeit zurückbleiben, sondern mit dem Fortschritt marschieren und den Leuten alleweil etwas Neues zu bieten wissen! Wie schön würde es sich z. B. machen, wenn du deine Leser, wie die Radtrampler thun, mit einem „All Heil!“ begrüßen, oder sie mit „Salü!“ anreden würdest, wie's jetzt Mode ist; aber immer und immer wieder mit dem alten Spruch aufzuspazieren, den schon der Bruder Klaus gebraucht hat, das fängt mir an zu verleiden.

So mag vielleicht der eine oder andere von meinen lieben Lesern denken, dem der Nidwaldner Kalender schon lange zu mittelalterlich vorkommt.

Mit Verlaub, mein Lieber! daß der Spruch, mit dem dich der Kalendermann Jahr für Jahr begrüßt, schon ein recht alter ist, das brauchst du ihm nicht erst zu sagen, und daß der Fortschritt heutzutage riesig g'schwinde Beine und einen guten Atem hat, das weiß er auch, so gut wie du; aber daß alles, was der Fortschritt bringt, auch vom Guten sei, das kannst du einem andern angeben, ihm einmal nicht. Was wird da nicht heutzutag gejauselt und gejammert, geschimpft und aufbegehrt über schlechte Zeiten, Elend und Not. Ueberall herrscht Mangel an Ueberfluß, überall Ueberfluß an Mangel, die Herren von Habenichts mehren sich von Tag zu Tag und die Schwindsucht greift alle Geldsäckel an. Und doch steht fast an jedem Ankenkübel eine Dampfmaschine und jeder Holzschopf wird elektrisch beleuchtet und alles galoppirt mit dem Fortschritt — und trotzdem kein Verdienst, keine Zufriedenheit, kein Glück! Schier für jede Krankheit gibt's eigene Doktoren und g'scheide Leute sinnen darauf, wie jeder freie Schweizer mit unentgeltlichen eidgenössischen Brech- und Abführmitteln kurirt werden kann, — und doch sind die Leute nicht gesunder und nicht kräftiger als früher. Da hat der Fortschritt auch noch nicht Alles zweg gebracht, im Gegentheil, in vielen Dingen sind wir übler dran, als unsere Vorfahren. Drum sage ich einfach: es ist nicht alles Gold, was glänzt, und nicht alles Fortschritt, was man dafür ausgibt. Wenn ich weiß, daß etwas vor Zeiten die Leute glücklich und zufrieden gemacht hat, so meine ich, man könnte das noch heutzutag brauchen, und was sich durch Jahrhunderte hindurch als brauchbar erwiesen hat, ist mehr werth, als mancher neue Schwindel, wenn er schon in allen

Zeitungen annonciert, auf allen Ausstellungen prämiert und von allen Regierungen patentiert wird.

Was der Fortschritt Gutes bringt, das soll man annehmen und behalten, aber im Großen und Ganzen ist es für das Volk besser, wenn es an der alten Einfachheit und Genügsamkeit festhält, wie der Kalendermann an seinem Gruß. Manche Uebel haben freilich von jeher unter den Menschen bestanden, manche sind aber auch erst mit der Zeit und dem sogenannten Fortschritt unter sie gekommen. Sollte es nicht möglich sein, das eine oder andere wieder zu beseitigen? Der Kalendermann will heuer nur auf eines aufmerksam machen — auf die immer mehr überhand nehmende Genußsucht. In der guten, alten Zeit, da lebte man entschieden einfacher und befand sich besser dabei. Zu Wolfenschießen in der Sakristei wird noch der Degen aufbewahrt, den der sel. Konrad Scheuber als Landammann in den Rat getragen hat. An der Seite dieses Degens nun, oben beim Griff, da ist ein kleines Messer angebracht, das in einer eigenen Scheide steckt. Neugierig hab' ich einst als Bub den Helfer g'fragt, was das Messer zu bedeuten habe. Da sagte mir der Helfer, zur Zeit des sel. Konrad Scheuber, da seien die Ratsherren in Stans noch nicht zur Krone oder zum Rössli zum Mittagessen gegangen, sondern sie hätten in einem Säckli auf's Rathaus mitgebracht, was zu ihrer Lebsucht nötig war, dürre Birnen, Käs und Brod, und das hätten sie mit dem Messer am Degen vertranschiert. — Sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, daß damals Vornehme und Gemeine viel einfacher lebten, und schlicht und einfach, kräftig und gesund wie ihre Nahrung waren damals auch die Menschen. Da las man noch nichts von den berühmten Suppen, die da heißen: Maggi-Suppe, Sago-Suppe, Grünkern-Suppe, Schildkrot-Suppe, Krebs-Suppe, Wurzel-Suppe und Reis-Suppe; es gab noch keine Suppen-Rollen und Suppen-Würze und von allein ächtem Fleischextrakt und von Mostsubstanz wußte man so wenig, als von Prinzeßmandeln und Tafelfeigen. Die anerkannt besten Prager und Mailänder Salami wurden noch nicht in jedem Nestchen feilgeboten und von Süchards Cacao und Kathereiners Kneipp-Malzkaffee hatte damals die Welt ebensowenig eine Ahnung, als von Nestlis Kindermehl und Thorleys Mastpulver. Die Leute lebten damals von dem, was ihnen Land und Gewerbe darbot, von dürrem Obst und Käse, von Milch und Zieger, später auch von Brod. Das war die Nahrung, wie sie der Erdboden und die Arbeit unserer Vorväter hervorbrachte, und diese Art Nahrungsmittel hat der Herr selber gesegnet und seinen Jüngern als Speise vorgesetzt. Der hl. Evangelist Johannes erzählt uns nämlich, wie Jesus nach seiner Auferstehung den Jüngern am See Tiberias erschienen sei und ihnen befohlen habe, die Netze auszuwerfen. Da erkannte Petrus den Herrn, sprang in's Meer und eilte ihm entgegen — auch die andern Jünger steuerten dem Lande zu. „Als sie nun an's Land stiegen, sahen sie Kohlenfeuer angelegt, einen Fisch darauf und Brod dabei." Und der Herr lud seine Jünger zum Essen ein und sagte: „Kommet und haltet Mahlzeit." Also Brod reichte der Herr seinen Jüngern, die verbreitetste und allgemeinste Speise und Fische, die Nahrung, auf welche sie ihr Gewerbe anwies. —

Von dem, was ihnen der Erdboden und ihr Gewerbe bot, lebten unsere Altvordern; sie waren dabei zufrieden, gesund und glücklich. Wenn in unsern Tagen das Fleisch mehr gegessen wird, als früher, so hat der Kalendermann nichts dagegen, der bessern und kräftigern Nahrung entspricht auch strengere Arbeit, das ist kein Luxus, sondern vernünftiger Fortschritt. Luxus aber sind all' die Schleckereien und die G'schnepper-Waaren, die nur den Magen verderben, die Kinder verwöhnen, heidenmäßig viel Geld kosten und den Bauersmann zu Grunde richten. Solches Zeug wird aber bei allen Kilbenen und Fastnachtereien, bei jedem Festlein und oft genug zwischenhinein aufgetischt. Es gab eine Zeit, wo sogar die hohe Regierung sich veranlaßt sah, gegen die „Gremplerei des Lebkuchens" einzuschreiten und allen fremden Gremplern zu verbieten, ohne Erlaubniß der Gnädigen Herren und Obern in's Land zu kommen und mehr als einen Tag lang feil zu halten. Zu wiederholten Malen befaßten sich sogar die Nachgemeinde und der hohe Landrat mit dem Verkauf von Lebkuchen und sog. Murlenen, Ringli und Milchbrod, und verboten denselben oft gänzlich.

Vor ungefähr 150 Jahren bürgerten sich zwei neue Nahrungsmittel in Unterwalden ein, die Kartoffeln und der Kaffee. Nach dem Zeugniß einer gewissen Jungfrau Josepha Joller, welche im Jahre 1831 99 Jahre alt in Buochs starb,

soll um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Jesuiten-Pater die ersten Erdäpfel in seiner Rocktasche nach Unterwalden gebracht haben. Die Jesuiten hat man vertrieben, die Erdäpfel sind geblieben und seither sind weder die Erdäpfelesser, noch die Jesuitenfresser ausgestorben.

Die erste Kaffeemaschine soll in der Krone zu Stans angeschafft worden sein. Damals kostete ein Pfund Kaffee noch einen Kronenthaler; die Bohnen wurden in einem Mörser zerstoßen oder mit einem Hammer zermalmt, das hievon bereitete Getränke wollte den Leuten aber nicht munden, weil es zu bitter war. Bis in die 30ger Jahr fand dieser Luxusartikel wenig Verbreitung, er wurde selbst in bessern Bauernfamilien selten, meistens nur an den höchsten Festtagen getrunken.

Jetzt freilich ist das anders geworden — und manche alte Jungfer würde dem Kalendermann in Gesicht und Haare geraten, wenn er ihren Lieblingstrank abschaffen oder nur verschimpfieren wollte. Das kommt aber dem Kalendermann gar nicht in den Sinn; er hält es mit dem Volksdichter, welcher singt:

„Äs Täßli Kaffee hin und wieder,
Hed d'Bäsigottä mängisch g'seid —

Beläbt und sterkt äim alli Glieder
Und gid äim Muot und Trost und Fräid.
I cha wie d'Gyger lustig wärdä,
So oft i nur äs Chriegli g'seh,
De 's allerbest, wo's gid uf Ärdä
Isch gwiß äs Täßli guots Kaffee!"

Nein, nein, 's Kaffee will ich nicht verschimpfen, ein gutes feißes Milchkaffee — aber das Schwarze mit Schnaps, — der Choli oder wie man ihm sagt — das ist ein Verderben, ein Gift für unser Volk. Schaut, meine lieben Leser, wie's der Teufel wieder einmal listig und pfiffig angestellt hat, um die Leute zu verführen. Demjenigen, der bisher gesunde, reine Milch getrunken, dem hat so ein Teufelchen in's Ohr geblasen, er solle ein wenig Kaffee in die Milch thun, das gebe ihr den rechten Gust. Bald kam nicht mehr der Kaffee in die Milch, sondern die Milch in den Kaffee — das war schon ein kleiner Fortschritt und das Teufelchen hatte seine Freude dran. Hübscheli wurde der Kaffee immer schwärzer und schwärzer, und die Milch wurde immer mehr gespart, bis zuletzt nichts mehr übrig blieb, als der luterlöthige Kaffee. Der war aber den Leuten doch zu lugg, man fing an, statt der Milch Schnaps hineinzugießen, bis man endlich

jenes Gesüff und jenes Gift gebraut hatte, — das schon Tausende geistig und körperlich zu Grunde gerichtet hat. Es ist geradezu erschreckend, wie der Choli überall, sogar bei bessern Bauernfamilien, Eingang gefunden hat. Käm's wieder einmal zu einem Zusammenstoß zwischen Katholischen und Reformierten, wie anno 1529 bei Kappel, da würde keine Milchsuppe mehr aufgetragen. Sicher würde grad über der Grenze ein Kessel aufgehängt, ein Feuerlein drunter angezündet und Schwarzes gesotten, die Einen hätten den Kaffee, die Andern den Bundesschnaps zu liefern und der Versöhnungscholi wäre fertig.

Gegen „das Schwarze" ist schon viel gepredigt und geschrieben worden, genützt hat es noch wenig; den Leuten gehen eben die Augen gewöhnlich erst dann auf, wenn es zu spät ist. Drum hat auch der Kalendermann blutwenig Hoffnung, Jemanden zu bekehren; wo das Uebel eingesessen ist, da bringt man es nicht so leicht wieder weg. — Doch, jetzt kommt mir einer, und begehrt auf und schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Kalendermann!" sagt er, „du hast gut reden in deiner warmen Stube, du hast zu essen und zu trinken und mußt nicht so streng arbeiten und dich abschinden, wie unsereins, du hast gut gegen den Schnaps predigen. Aber komm einmal mit mir in's Holz, mitten im Winter, reiste und gumtle einen ganzen Vormittag hindurch, ich will dann sehen, ob dir nicht ein Schnäpsli z'Nüni, oder ein Schwarzes z'Mittag gut thue und dich zwäg mache!" Daß dich so ein Schnäpschen erwärmt, ja für kurze Zeit deine Kräfte anregt, das will ich gar nicht in Abrede stellen. Schnaps wirkt bei dir, wie beim Roß die Peitsche, es treibt dich für den Augenblick an, wirkt aber nur kurze Zeit: es ist eben ein Reizmittel und hat als solches seine schlimmen und schädlichen Folgen, es ist kein Nährungs-, wohl aber ein Zerstörungsmittel. Schon längst ist durch die Erfahrung bewiesen, daß Arbeiter, die keinen Schnaps trinken, viel kräftiger und gesünder sind und besser aushalten als Schnäpsler. „Ja wohl, wenn ich Fleisch und Speck hätte und überhaupt g'nug z'essen, ich ließe den Schnaps auch stehen." So laß' ihn stehen, sag' ich dir, dann hast du genug zu essen und zu leben. Wenn du täglich nur für zwei Batzen Schnaps trinkst, so macht das im Jahr schon 73 Franken. Wie manchen Sack Erdäpfel und wie manches Pfund Fleisch kannst du daraus kaufen, die dich nähren und kräftigen, nicht schwächen wie der Schnaps. —

„Holla, Kalendermann!" schreit da Einer, „mich schwächt der Schnaps nicht, mir gibt er Kraft und Gurasch, ja Gurasch — ohne Schnaps kann ich nun einmal nicht arbeiten." Probier's einmal! Hat man nicht schon gearbeitet, bevor man Schnaps trank, und hat man nicht ebenso tüchtig gearbeitet? Die einzige Wirkung des Schnaps besteht in einer Aufregung der Nerven mit darauffolgender Abspannung. Ist aber diese Abspannung eingetreten, dann ist der Körper für jede Art Krankheit viel empfänglicher und gerade bei herrschenden Krankheiten werden die Schnapstrinker gewöhnlich zuerst und am heftigsten angegriffen, z. B. bei der Cholera.

„Aber wie oft hat mich schon ein Gläschen Schnaps hergestellt, wenn ich am Morgen nicht ganz z'weg war u. s. w.!" Es mag sein, daß ein Tropfen guten Branntweins für den Augenblick Linderung gebracht hat, ja ich gebe sogar zu, daß derselbe als Arzneimittel verwendet werden kann, abec man benützt zu Arzneien oft auch Gift. Willst du aber den Schnaps als Arznei gebrauchen, dann wirst du immer mehr und mehr das Bedürfniß nach einem Gläschen fühlen, bis du nicht mehr davon lassen kannst und zu einem Gewohnheitssäufer geworden bist.

Schnaps ist für den menschlichen Körper ein verderbliches Gift, aus ihm entstehen viele Krankheiten des Magens und der Gedärme, des Herzens, der Leber und der Nieren, des Kehlkopfes und des Gehirns. Ein Trinker vergiftet nicht nur sich selbst, er verpflanzt seine Krankheit auch auf seine Kinder, der Schnaps erzeugt nicht bloß Irrsinn beim Trinker, sondern vererbt denselben auch auf die Nachkommen. In einer großen Anstalt, in welcher 300 irrsinnige Kinder aufbewahrt wurden, waren 145, also beinahe die Hälfte, Kinder von Schnapstrinkern. Was soll ich erst sagen von der Armut und bittern Not, die gewöhnlich bei denjenigen einkehrt, die dem Schnaps ergeben sind. Halte einmal Umschau im Lande, bei Nachbaren und Bekannten; wo steht es besser im Haus und Feld, mit Geld und Gut, bei denjenigen, die den Choli, das Schwarze Tag für Tag auf dem Tisch haben, oder bei denjenigen, die, wenn auch einfache, doch gesunde und ausgiebige Nahrung genießen? Wo das Schwarze regiert, da hilft keine Gültenamortisation und keine Herabsetzung des Zinsfußes etwas, zuerst muß der

Schnaps amortisiert und verbandisiert, und der Choli nicht nur herabgesetzt, sondern gänzlich abgesetzt werden.

Merkst du jetzt, mein Lieber, warum der Kalendermann nicht alles billigt, was neu ist und was der Fortschritt mit sich bringt. Halten wir fest an allem, was dem Volke zum Heile gereicht. Lassen wir uns nicht verleiten, von dem abzuweichen, was Jahrhunderte lang sich als die Grundlage des Glückes bewiesen hat, von der einfachen, aber soliden Lebensweise unserer Väter, die stark machte an Geist und Leib. Schauen wir uns die Geschenke des Fortschrittes genau an und wenn wir sehen, daß sie faul und fleckig sind, dann fort mit ihnen? Darum walte auch bei uns der alte Geist unserer Vorfahren, der vielerprobte Segen unserer hl. Religion und darum sei auch der alte schöne Gruß des seligen Landesvaters Bruder Klaus der Gruß und Wahlspruch des Kalendermanns — der Name Jesus unsers Mittler und Erlösers —

Gelobt sei Jesus Christus,
In Ewigkeit. Amen!

Die neue Wallfahrtskirche

zu St. Anton in Ennetbürgen.

Seit alten Zeiten genoß beim Volke von Nidwalden der hl. Einsiedler Antonius als Patron der Landwirtschaft eine hohe Verehrung. Daß am Ennetbürgen zu Ehren desselben schon im 16. Jahrhundert ein Kirchlein stand, beweist eine Urkunde vom Jahre 1588, welche besagt, daß der Pfister der Au zu Buochs vom Landrate verurteilt wurde, dem „St. Anthoni am Bürgen" 10 Gulden Strafgeld zu entrichten. Vom Jahre 1629 wissen wir, daß die Beckenrieder nach altem Brauch zum hl. Antonius am Ennetbürgen mit Kreuz wallfahrteten. Ohne Zweifel war die dem Heiligen geweihte Kapelle klein und unansehlich und die Bergleute am Bürgen faßten daher den Entschluß, eine größere zu bauen. Die hohe Regierung bewilligte nicht nur eine Landeskollekte zu diesem Zwecke, sondern schenkte selber die Summe von 215 Gulden an den Bau. Das neue Gotteshaus wurde 1707 begonnen, im folgenden Jahre vollendet und den 28. Herbstmonat vom hochwürdigsten Weihbischof Konrad Ferdinand Gaist eingeweiht. Von jetzt an wurde St. Anton ein sehr beliebter Wallfahrtsort besonders zur Zeit von Viehseuchen. Am 27. März 1732 zog sogar eine Landesprozession nach dem Kirchlein am Ennetbürgen, um den hl. Antonius wider die damals herrschende Viehkrankheit um Hilfe anzurufen. Es kamen die Schreckenstage des Ueberfalles vom Jahre 1798; die Pfarrkirche von Buochs und Bürgen wurde von den wilden Franzosenhorden eingeäschert. Die Kapelle des hl. Antonius blieb zwar vom gleichen Schicksal verschont, wurde aber von den feindlichen Kugeln stark beschädigt; 25 Monate lang diente sie nun als Pfarrkirche von Buochs und Bürgen.

Schon lang zuvor hatte die Gemeinde Ennetbürgen das Bedürfniß einer eigenen Seelsorge empfunden; als nun die Mutter- und Pfarrkirche in Schutt und Asche lag, tauchte dieser Gedanke in vielen Herzen wieder auf's neue auf. Am 2. Weinmonat 1800 traten die Ennetbürger mit ihrem Wunsche offen hervor und gelangten an die gesetzgebenden Räte der helvetischen Republik um Abkurung von der Mutterkirche St. Martin in Buochs. Ihrem Wunsche wurde entsprochen und das Direktorium dekretirte aus eigener Machtvollkommenheit am 22. Brachmonat 1801 zwar nicht die Errichtung einer eigenen Pfarrei, wohl aber einer eigenen Kuratpfründe zu St. Anton. Man mochte indessen wohl einsehen, daß eine solche Verfügung der helvetischen Regierung nach kirchlichem Rechte null und nichtig sei, daher wurde der Bischof von Konstanz ersucht, die Bewilligung zu erteilen, daß die Helferei-Pfründe von Buochs nach St. Anton übertragen werde. Am 13.